

Aus dem kulturellen Leben

Der Schwabenmaler und sein Biograph

„Stefan Jäger – Maler seiner heimatlichen Gefilde“ von Karl-Hans Gross

In unserer bewegten Zeit ist es nichts Besonderes mehr, wenn Ethnien ihren Lebens- und Wirtschaftsraum verlassen und damit sich selbst, bestenfalls nur einen Teil von sich, bewußt aufgeben. Um eine Frage jedoch kommt keiner der irgendwo Neu-Angekommenen herum: es ist die Frage der Identität. Wer sind wir? Woher kommen wir?

Eine mögliche Antwort darauf gibt der im Oswald Hartmann Verlag erschienene Band „Stefan Jäger – Maler seiner heimatlichen Gefilde“. Es ist weit mehr als nur die Lebensgeschichte eines Malers geworden. Es sind vielmehr Streiflichter aus der Geschichte des Banats, der Banater Dörfer Tschene und Gertjanosch, des Heidestädtchens Hatzfeld, in dem der Maler Stefan Jäger (1877–1962) gelebt und gewirkt hat, launig (von guter Laune bestimmt, humorvoll) erzählt und ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Und sie ist geschrieben von einem unbedingten Verehrer, der sich noch zu Lebzeiten St. Jägers um den Künstler bemüht, mit viel Sorgfalt und Sachverstand eine Bestandsaufnahme der Jäger-Bilder unternommen hat und später dann maßgeblich an der Gründung und Betreuung der Jäger-Gedenkstätte in Hatzfeld beteiligt war. Ich spreche von Karl-Hans Gross (Jahrgang 1926), dem Lehrer, der nicht nur den Schülern des Hatzfelder Lyzeums ein Begriff sein dürfte.

Der umfangreiche Band (444 Seiten) enthält 176 Abbildungen, davon allein 164 thematisch geordnete Reproduktionen. Besonders lobenswert ist die Tatsache, daß auch weniger bekannte Motive (Bild Nr. 13, 14: Die Flucht; Nr. 15: Einzug der Kolonisten; Nr. 16: Die Verschleppung) ihren Platz in der Sammlung gefunden haben. Bedauerndswert nur, daß die Farb-reproduktionen auf 50 reduziert worden sind.

Bereits 1972 ist im Kriterion Verlag Bukarest eine von A. Podlipny-Hehn verfaßte

Jäger-Monographie in Heftformat (40 Seiten + Bildanhang) erschienen. Im Vergleich zu dieser sachlich-nüchternen Darstellung ist die von K. H. Gross eher künstlerisch gefühlsbetont, emotionsgeladen. Der Verfasser hat so viele Situationen aus dem Leben des Malers, der Banater Schwaben überhaupt, hautnah miterlebt. Und darüber hinaus verleiten Jägers idyllische Bilder zu wahrer Begeisterung und vielleicht auch mal zu Schwärmerei. Man verzeihe mir Spätergeborenen meine Zweifel; so hell, so intakt kann diese Welt anno dazumal gar nicht gewesen sein. Man wird sich an den schönen Augenblicken des Lebens festhalten, sich daran aufgerichtet, sie verklart haben. Tun wir Ausgesiedelte hier noch nicht wieder heimisch Gewordenen es nicht ebenso?

Trotzdem: Buchautor K. H. Gross hat in liebevoller Kleinarbeit gesammelt, was Augenzeugen an Fakten und Anekdotischem zu berichten gewußt, was der Maler selbst oder Zeitgenossen (z. B. Dr. P. Pink) handschriftlich vermerkt haben. Schon aus diesem Grunde ist das Buch eine Bestandsaufnahme von besonderem Wert. Ohne diesen Band wären sicherlich manche, wenn auch nur für uns Banater Schwaben wichtige, Informationen unüberbringlich verloren.

Eine Literaturliste im Anhang sowie eine Zeittafel mit den Lebensdaten des Künstlers hätten allerdings dem eher wissenschaftlich orientierten Leser einen raschen Zugriff ermöglicht.

Es ist ein umfangreiches Werk, das als Jäger-Buch in jeder schwäbischen Familie seinen Eingang finden sollte, weil es die künstlerische Wiedergabe unserer alten Heimat, mit ihren Menschen, Wiesen, Fluren und Gassen, zum Gegenstand hat.

Edith Heimann

Karl-Hans Gross: Stefan Jäger – Maler seiner heimatlichen Gefilde. Oswald Hartmann Verlag, Sersheim 1991. 444 S., 176 Abb., geb., 44,80 DM



Burgrüne Schomosh.

Foto: M. Schieß

Kleine Wortkunde (47)

Der „Eber“ in unseren Mundarten

Dr. Anton Peter Petri

Das beliebte Haustier hatte in unseren Ortsmundarten verschiedene Bezeichnungen, die auch im Mutterland durchaus bekannt sind:

1) Der Bär (Albrechtstorf, Bresendorf, Charleville, Delta, Deutschschanad, Engelsbrunn, Franzdorf, Franzfeld, Gottlob, Grabatz, Großjetscha, Großschanad, Guttenbrunn, Hatzfeld, Heufeld, Hetlin, Jasnowa, Janowa, Jahrmarkt, Johannsfeld, Josefsdorf, Kathreinfeld, Kettel, Klek, Kubin, Kudritz, Marienfeld, Modosch, Morawitz, Mramorak, Nakodorf, Mastorf, Nero, Neuarad, Neusiedl, Orczydorf, Ostern, Paratz, Rudolfsgrat, Sankthubert, Saska, Schöndorf, Seutour, Startschowa, Stefansfeld, Tschakowa, Tschene, Uivar, Warasch, Zichydorf). Das mittelhochdeutsche bär = Eber, Zuchteber, ist in allen westgermanischen Sprachen bekannt.

2) Der Schweinsbär (Hatzfeld, Kubin, Tschastereck, Zemei).

3) Der Beiß (Aradsanktmartin), eine mundartliche Sonderform, die im Ostfränkischen Entsprechungen hat.

4) Der Betz (Saderlach), eine Form, die das mißverständliche Bär durch den in Tierfabeln häufig gebrachten Betz ersetzt hat.

5) Der Birr (Deutschsanktpeter), eine Nebenform von Bär; in dieser Mundart sind auch moselfränkische Elemente zu beobachten.

6) Der Eber (Bersowa, Guttenbrunn, Steierdorf); vgl. mittelhochdeutsch eber = Zuchteber.

7) Der Ewer, Ewer (Altpaulisch, Altkirgen, Ailsanktanna, Bakowa, Birka, Heideschutz, Liebling, Mramorak, Neuarad, Neupaulisch, Neusanktanna, Schöndorf, Uivar, Umbach).

8) Der Watz (Aureheim, Deutschbenschek, Fibisch, Gertjanosch, Großjetscha, Kleinbenschek, Kleinjetscha, Lazarfeld, Lowrin, Moritzfeld, Neubeschenowa, Neusiedl, Sackelhausen, Sanktandres, Sokeschut, Tolina, Warasch), eine Mundartform, die vor allem im Mittelhessischen gebräuchlich ist.

Ergänzungen bitte an die folgende Adresse: Dr. Anton P. Petri, Schillerstraße 26, 8260 Mühldorf/Inn, Tel. 08631/2446.

Kulturgeschichtliche Ecke (47)

Der „rot Fuchs geht rum“

Dr. Anton Peter Petri

Die Kinder stellten sich zu einem engen Kreis auf, ihre Gesichter sind zur Kreismitte gerichtet, jedes hält seine Hände geöffnet auf dem Rücken. Der „Fuchs“ oder „Plumpsack“ geht mit einem geknoteten Taschentuch um die Wartenden herum und wiederholt einige Male „Leit, Leit, schaut nit rum, dr rot Fuchs geht rum!“ Dann legt er das Tuch einem der Kinder in die Hände. Bei „dr rot Fuchs geht rum!“ schlägt das Kind, dem das Taschentuch übergeben worden ist, plötzlich auf seinen rechten Nachbarn ein; dieser läuft rechts im Kreis herum, bis er wieder einen verlassen Platz erreicht. Der „Fuchs“ oder „Plumpsack“ hat inzwischen den Standort des Spielers eingenommen, dem er das Tuch in die Hand gedrückt hat. Letzterer übernimmt nun seine Rolle, das Spiel kann von vorne beginnen.

In dieser Form konnte ich das Spiel in folgenden Orten feststellen: Gertjanosch, Gottlob, Grabatz, Homelitz, Kathreinfeld, Klek, Lazarfeld, Lenauheim, Lowrin, Neubeschenowa, Nitzkydorf, Sigmundhausen, Warasch, Zichydorf.

In Apfeldorf, Bresowatz, Glogon, Kubin, Ploschitz, Startschowa kannte man eine Variante: „Der Fuchs im Loch“. Die Kinder standen in einem Abstand um einen „Fuchs“ herum. Sie riefen: „Eins, zwei, drei, Fuchs aus dem Loch!“ Nun durfte der „Fuchs“ drei Schritte laufen, dann mußte er auf einem Bein springen und gleichzeitig versuchen, die Auseinanderstehenden mit einem geknoteten Taschentuch zu treffen. Das getroffene Kind war im nächsten Spiel dann der „Fuchs“.

In Mananfeld, Orczydorf und Ostern kannte man die folgende Variante: „Die Kinder bilden einen Kreis. Ein Kind mit einem Tuch oder einem Taschentuch in der Hand geht um den Kreis herum und singt dieses Liedchen:

„Der rote, rote Fuchs geht rum!
Schaut nit rum, schaut nit rum,
da rote, rote Fuchs geht rum!“

Alle Kinder singen mit, dürfen sich aber nicht umschauen. Der Fuchs läßt hinter einem Kind das Tuch fallen. Bemerkt das Kind das Tuch, so läuft es mit dem Fuchs um die Wette; wer eher an dem fragewordenen Platz ankommt, darf der rote Fuchs sein. Bemerkt das Kind das hinter ihm fallengelassene Tuch so lange nicht, bis der Fuchs einmal um den Kreis gelaufen ist, so wird es zum „faule Ei“ erklärt und muß sich (in) die Mitte des Kreises stellen.

Dieses uralte Spiel, das unsere Ahnvorfahren bei der Einwanderung in das Banat gebracht haben, könnte mit dem Osterfeuer früherer Zeiten in Zusammenhang stehen. Möglicherweise bedeuteten die Schläge ursprünglich die Abwehr des Bösen und Lebensfeindlichen. Mancherlei Reste mythischer Vorstellungen finden auch heute noch im Kinderspiel und -lied ein wenig beachtetes Dasein.

Die Ohnmacht eines Banater Knechts

Das Buch ist neu, aber nicht die Geschichte, die es beinhaltet. „Ärger wie die Hund“ ist bereits vor 20 Jahren in Rumänien erschienen. Jetzt liegt die Erzählung von Franz Heinz als Ausgabe der Rimbaud-Verlagsgesellschaft vor.

Auch der Melcher Pitt ist nicht aktuell. Es gibt ihn schon lange nicht mehr, den Helden dieser Erzählung. Er wurde aber Geschichte und hat seine Zeit überlebt. Der Knecht hat das Leben dort unten, am Ende der Monarchie, wo die Grenzen zwischen den Nationen mal fließend, mal messerscharf waren, nicht nur mitgeprägt. Er hat es auch mitgestaltet, oft unbewußt überhaupt ermöglicht.

Dabei hatte der Melcher Pitt, wie fast alle seinesgleichen, so wenig vom eigenen Leben. Für andere zu existieren, wird zum Trauma, wenn dieser Zustand die Bewußtseinsgrenze des Individuums erreicht. Melcher erlebte den Schock dieser Erkenntnis, als er, wie ein Hund im Schnee liegend, die Flinte seines Herrn auf sich gerichtet spürte. Wer mag es heute, nach so vielen politischen und sozialen Beben, sagen können, ob dieser Knecht ein Einzel- oder ein Allgemeinfall war? Als Modell der Ärmsten gibt er eine literarisch hervorragend konturierte Figur ab. Sein scharfer Wahrnehmungs- und Urteilsinn stellt ihn in die Reihe der großen Volkskrieger der deutschen Literatur. Bloß fehlt ihm die Kraft zum Kampf. Sein Aufbäumen wendet sich nicht gegen die Obrigkeit. Der Melcher Pitt

versenkt seine Wut in die Kubiklöcher der Maroschebene. Er setzt durch sein Handeln keine Volksmassen in Bewegung und bringt keine Fürsten zum Zittern, wie Schillers Tell oder Kleists Kohlhaas. Trotzdem findet auch der gedemütigte Knecht den Schlüssel zur Vergeltung. Diese wiederum birgt keine Rachelei in sich, sondern begnügt sich mit bloßer Verachtung.

Dann schließt man das Buch und liest auf dem Rückumschlag: „Franz Heinz wurde 1929 in Perjanosch, Banat, geboren.“ Instinktiv folgt die Subtraktion und der, eine gewisse Erwartung beinhaltende, Gedanke, daß viele Autoren nach ihrem 80. Lebensjahr Meisterwerke der Literatur geschaffen haben.

Anton Poische Franz Heinz: „Ärger wie die Hund“ Rimbaud-Verlagsgesellschaft, Aachen, 1991, 95 Seiten. Das Buch ist über den Buchhandel zu beziehen (ISBN 3-89086-924-6).

Blumen

Hauch der höheren Sphären
seid ihr. –
Ahnende Seelen, sie glauben
dem Dulle.

Blumen sind das Sinnbild
reiner Liebe. –
Denn, wo die Blumen sind, da ist
der Frühling – das Licht.

Hans Alois Lambing

Lichtgestalten gleich
ahmet ihr
als wie aus höheren Regionen
im Lenz.

Zündend bebt das Herz;
ahnendes
Hochgefühl findet sie gleich mit
der Jugend.